

BERTHA

Leseprobe aus

Die Halbruhigen  
Simone Regina Adams



Bertha wurde 1941 als Haushaltsschülerin zu Madame Bertram nach Illkirch-Grafenstaden geschickt. Die ganze Region rund um Straßburg gehörte seit kurzem zum Gau Baden-Elsass. Mme Marguerite Bertram war Berthas Vater sehr empfohlen worden: Sie war Trägerin des Ehrendiploms der *Société des Cuisiniers et Pâtisiers d'Alsace et de Lorraine*.

Madame Bertram achtete darauf, dass die Eleven ihr genau auf die Hände sahen und wörtlich wiederholten, was sie ihnen erklärte.

„Der Rahm muss süß sein. Und die Geschirre sehr rein, um ein Gerinnen der Crème zu verhüten.“

Bertha wiederholte.

„Die Geschirre müssen stets in gutem Stand erhalten werden“, sagte Madame. „Durch sofortiges Ausbessern von Schäden kann die umsichtige Hausfrau große Unkosten vermeiden.“

Bertha wiederholte. Sie wollte ihren Eltern alle Ehre machen und wiederholte in Gedanken jeden Satz so lange, bis sie Madames Stimme immer im Kopf hatte.

Bertha lernte, dass sie zum Mehlbrennen und Zuckerrösten eine Stahlgusspfanne benutzen sollte. Sie lernte, welches Messer sie zum Abhäuten von Fisch nehmen musste, welches zum Ausbeinen von Geflügel und welches zum Tranchieren von Fleisch.

Sie lernte auch, dass niemand darauf achtete, Monsieur Bertram genau auf die Hände zu sehen. Er überprüfte den Gasanschluss für den Herd und fand es besonders sinnig, dass *ihr*

Vorname und *sein* Nachname so ähnlich klangen. Bertha lernte, dass er stärker war als sie.

Als sie ihrer Mutter schrieb und zwei Wochen später ein Brief zurückkam, in dem die Mutter ihr mitteilte, dass das Heimweh auch wieder vergehen werde, lernte sie, wie sie sich drehen musste, damit es nicht so weh tat. Die Stimme in ihrem Kopf gehörte jetzt nicht mehr zu Madame. Diese Stimme gehörte niemandem mehr, den sie kannte.

Nachdem sie ein paar Tage lang jedes *soufflé* und jede *paté farcis* erbrochen hatte, lernte sie, dass heftiges Heimweh für die Mutter zwar kein Grund war, sie nach Hause zu holen, aber durchaus ein Grund für Madame Bertram, sie dorthin zurückzuschicken.

An dem Abend, als sie ankam, zog der Vater wie üblich seine Uniform aus und hängte sie in den Schrank. Dann erst schlug er auf Bertha ein.

„Davon ist es aber auch nicht abgegangen“, murmelte ihre Mutter am nächsten Tag.

Man brachte Bertha in ein entlegenes Zimmer auf einem entlegenen Bauernhof. Die Bäuerin sprach kaum mit ihr, wenn sie das Tablett mit dem Essen brachte oder es später aus dem Zimmer trug. Bertha hatte nichts anderes zu tun, als im Bett zu liegen und die Stubenfliegen zu beobachten, wie sie über die Zudecke wanderten. Sie spürte, dass dort, wo ihre Hand auf der Decke lag, etwas Wunderbares im Begriff war zu entstehen.

Sie lag ganz still.

Und die Stubenfliegen blieben immer länger auf ihrer Hand.

Bertha war sich sicher, dass das Kind noch gelebt hatte, als man es in einen Berg weißer Tücher gepackt und aus dem Zimmer getragen hatte. Aber alle sagten, sie hätte ein zu schmales Becken, das Kind wäre leider unter der Geburt gestorben. Auch ihre Mutter sagte das.

Erst danach waren die Fliegen in Berthas Kopf geraten, wo sie von innen gegen die Schädeldecke flogen und dabei einen Höllenlärm veranstalteten. So lange, bis Bertha mit dem Kopf gegen die Wand schlug. Dann hielten sie eine Zeitlang still.

Bertha hatte immer gewusst, dass es ein Mädchen war, obwohl sie es nie hatte sehen können. Bis zu diesem Tag. Es war gar nicht gestorben, hier lag es doch, neben ihr im Kinderwagen. Sie konnte es anschauen: Es war gewachsen, richtig groß war es geworden. Es hatte rote Wangen. Es trug ein rotes Kleidchen mit einer hübschen karierten Schürze.

Es schlief.

Sie hob das Kind aus dem Wagen; vorsichtig, um es nicht zu wecken, zog sie es auf ihren Schoß. In ihre Arme. Sie legte ihre Hand auf den rundlichen Bauch und spürte, wie er sich mit jedem Ein- und Ausatmen hob und senkte.

Der rote Sandstein der Kapelle hatte die Mittagshitze aufgesogen, Bertha fühlte die Wärme im Rücken wie einen Schutz. Alles war ruhig und friedlich, nur ein paar Bienen summten zwischen den Ästen der alten Apfelbäume.

Eine Frau kam den Weg zur Kapelle hinauf. Auf Bertha zu. Sie fasste Bertha an. Sie wollte ihr das Kind wegnehmen, redete, schimpfte, erklärte – sie musste verrückt sein! Sie weckte das

Kind auf, das jammerte und zu schreien begann, aber nein, Bertha würde es sich nicht mehr wegnehmen lassen, nein, nie mehr, niemals mehr!

Doch jetzt waren da noch andere Hände, immer mehr Hände, überall, Hände wie Fliegen auf der Haut, die sich nicht abschütteln ließen, die nicht mehr verschwanden, so sehr Bertha auch um sich schlug, es brummte und dröhnte, sie krümmte sich, brüllte, griff nach ihrem Schädel, schlug ihn gegen die Holzbank, und dabei verlor sie ihr Kind, ihr gerade erst wiedergefundenes Kind, zum zweiten Mal.

–

Christian war wütend.

„Ich hab ja versucht, mit ihr zu reden“, sagte Ada. „Aber dann kam der Pfleger vorbei –“

„Welcher Pfleger?“

„Reinhardt heißt er, glaube ich.“

Nein, Christian war nicht wütend. Er war müde und unglaublich frustriert. Reinhardt war Stationsleiter auf der Geschlossenen, ein erfahrener Mann; er hätte wissen müssen, dass man das so nicht machen konnte. Natürlich wusste er das. Aber der Frau des Chefarztes hatte er wohl beweisen wollen, dass er ein ganzer Kerl war.

Christian kannte Bertha seit Jahren. Sie hatte sich nur langsam eingewöhnt, sehr langsam stabilisiert.

„Man hätte ganz ruhig mit ihr umgehen müssen“, sagte er.

„Wie soll ich ruhig mit ihr umgehen, wenn sie mein Kind entführt?“

„*Unser* Kind, Ada“, sagte er. „Bertha ist völlig harmlos.“

„Woher sollte ich das wissen?“

„Sie hat Luzie für ihr eigenes Kind gehalten, sie –“

„Wir könnten ihr doch Luzies Puppe geben“, sagte Ada.

Luzies Puppe.

Bertha lag im Bett, sie sprach nicht, reagierte auf nichts und niemanden. Der Stupor würde wochenlang andauern. Was sollte eine Puppe daran ändern.

(...)